

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Band: 2 (1995)
Heft: 1

Artikel: Oral history : mehr als eine Methode der Alltagsgeschichte
Autor: Haefeli, Ueli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-6308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ORAL HISTORY – MEHR ALS EINE METHODE DER ALLTAGSGESCHICHTE

UELI HAEFELI

Die Oral-History-Beiträge in der Debatte von traverse 1 und 2 haben Gegenthesen provoziert. Wir freuen uns, dass die Gelegenheit zur Diskussion ergriffen wird!

Die Redaktion

«Versuch eines Ketzers»: Der Titel von Gregor Spuhlers Thesen zur Oral History in der *traverse-Debatte* (Heft 2, 1994) lässt aufhorchen, zumal der Autor in seinen einleitenden Gedanken den Jargon der Inquisition genüsslich ausbreitet.¹ Weshalb dieser Sturm der Emotionen in der sonst doch recht beschaulichen schweizerischen Geschichtsschreibung? Die Frage stellt sich in der Tat, konstatiert doch auch Spuhler, dass hierzulande eine öffentliche Diskussion über die Perspektiven einer Oral History bisher nicht in Gang gekommen ist. Keine Spur von «Inquisition» also, aber auch kein Grund, zur Tagesordnung überzugehen, denn die mittlerweile auch in der Schweiz zahlreicher vorliegenden Untersuchungen, die sich (u. a.) auf Interviews abstützen, offenbaren doch einigen Diskussionsbedarf. Dies gilt auch für den ebenfalls 1994 von der Basler «Arbeitsgemeinschaft zur Oral History» herausgegebenen, grundsätzlich sehr lesenswerten Sammelband «Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History», auf den mein Beitrag mehrfach Bezug nimmt.² Im folgenden soll ohne Anspruch auf Vollständigkeit in Thesenform auf einige Schwachpunkte der Forschungspraxis hingewiesen werden. Dies gerade im Zusammenhang mit der eingangs erwähnten Tatsache, dass hierzulande eine breite Debatte über Oral History nicht auszumachen ist. Dabei gehe ich von der Grundthese aus, dass sich die «Oral Historians» unnötig selber Steine in den Weg legen, indem sie erstens den Anwendungsbereich von Interviews in der Geschichtswissenschaft über Gebühr einschränken und zweitens ein theoriegeleitetes Vorgehen in einem – breit verstandenen – sozialgeschichtlichen Kontext gegenüber methodischen Fragen oftmals zu stark vernachlässigen.

THESE 1: DIE METHODE DER ORAL HISTORY EIGNET SICH NICHT NUR FÜR «ALLTAGSGESCHICHTLICH» (ODER ETWAS ERHELLENDER: «ERFAHRUNGSGESCHICHTLICH»)³ AUSGERICHTETE BIOGRAPHIEFORSCHUNG!

Die bisherige Praxis der Oral History in der Schweiz setzte ihr Schwergewicht ganz klar im Bereich einer als <Geschichte von unten> intendierten erfahrungsgeschichtlichen Biographieforschung und stellte damit das Studium des <Subjektiven> ins Zentrum.⁴ Dagegen gibt es wenig einzuwenden, der Forschungsbedarf in diesem Bereich dürfte hinreichend nachgewiesen sein, allerdings wäre eine vermehrte Ausrichtung solcher Studien auch auf mikrostrukturelle Phänomene im Sinne von Hans Medick wünschbar.⁵

Problematisch wird es dann, wenn die Reichweite von Oral History gänzlich auf eine erfahrungsgeschichtlich ausgerichtete Biographieforschung eingeschränkt wird, wie dies Spuhler in der Einleitung zum Sammelband «Vielstimmiges Gedächtnis» explizit macht: «Oral History hat es mit einzelnen Menschen zu tun. Diese erzählen Ausschnitte aus ihrem Leben oder gar ihre *Biographie*.»⁶ Die Unsinnigkeit einer derart verengenden Sichtweise wird bei ihrer Übertragung auf schriftliche Quellen sichtbar: Wer würde sich hier auf das Studium von Tagebüchern, Biographien und Memoiren beschränken, ohne zumindest zu Vergleichszwecken auch andere schriftliche Quellengattungen zu Rate zu ziehen? Auch wenn die Stärken einer Oral History im biographiegeschichtlichen Bereich hier keineswegs bestritten werden, leuchtet nicht ein, weshalb Oral History nicht zur Erschliessung von wertvollem ExpertInnenwissen eingesetzt werden soll, wie dies im angelsächsischen Raum bereits seit Jahrzehnten praktiziert wird.⁷ Diese Art von Befragungen möchte Spuhler als «Oralistik» bezeichnen und deutlich von einer Oral History abgegrenzt haben.⁸ Diese Begriffsunterscheidung zieht aber meines Erachtens Grenzen, wo gar keine bestehen, kann doch ein und dasselbe Interview sowohl im Rahmen einer Untersuchung zum <sozialen Konstrukt Biographie>, als auch in bezug auf darin enthaltenes ExpertInnenwissen verwendet werden und muss somit den Kriterien für beide Bereiche Rechnung tragen. Im folgenden gehe ich deshalb davon aus, dass sich Interviews durchaus zur Bearbeitung von technik-, politik-, umwelt- oder geschlechtergeschichtlichen usw. Fragestellungen eignen. Diese (Wieder-) Ausweitung des Oral History-Begriffes bleibt allerdings nicht ohne Konsequenzen auf die methodische Diskussion.

THESE 2: WICHTIG IST EINE KATEGORISIERUNG VON INTERVIEWS UND DARAN ANSCHLIESSEND EINE JE NACH FRAGESTELLUNG DIFFERENZIERTE METHODIK.

Es scheint wenig sinnvoll, eine breite Diskussion über Oral History ganz generell zu führen. Wiederum ist darauf hinzuweisen, dass sich nur wenig über schriftliche Quellen ganz allgemein, dafür um so mehr über einzelne Quellengattungen aussagen lässt. Offensichtlich stellen sich grundsätzlich andere quellenkritische Probleme, je nachdem ob ich einen Politiker zu seiner Rolle in einem Bestechungsskandal befrage, oder eine Bäuerin über die Entwicklung der Landarbeit. Vermehrt sollte also nicht über Oral History ganz allgemein, sondern über spezifische Kategorien von Interviews diskutiert werden.

Auf der obersten Ebene lassen sich erfahrungsgeschichtlich orientierte Interviews und ExpertInnengespräche auseinanderhalten. Selbstverständlich ist eine Vielzahl von Unterkategorien denkbar (beispielsweise ExpertInnen zum politischen Prozess, ExpertInnen für Fragen der Technikentwicklung usw.), wichtig scheinen aber hier vor allem die Möglichkeiten, die sich aus einer solchen Kategorisierung für die methodische Diskussion erschliessen. Beispielhaft lässt sich dies anhand der verschiedenen denkbaren Formen von Interview-Transkriptionen erläutern. Wie soll ein Interview-Transkript aussehen? Das äusserst aufwendige Transkriptions-Verfahren, wie es etwa von Roswitha Breckner in Anlehnung an strukturalhermeneutische Konzepte entworfen wurde,⁹ mag in einzelnen Fällen durchaus sinnvoll sein. Ein derart akribisches Vorgehen ist in der Forschungspraxis aber meistens nur um den Preis einer sehr geringen Zahl von Interviews realisierbar. Damit wächst die Gefahr der Überinterpretation einzelner Befunde. Ein Blick auf die Beiträge im Sammelband «Vielstimmiges Gedächtnis» stimmt diesbezüglich nachdenklich: Nur zwei der sieben von HistorikerInnen verfassten Beiträge (diejenigen von Simone Chiquet und Sabine Braunschweig) können dabei auf einen Fundus von mehr als zehn Interviews zurückgreifen und damit auf eine solide Basis für Aussagen, die über den einzelnen Fall hinausgehen.¹⁰ Natürlich sind Fragestellungen denkbar, die sich auch mit einer kleinen Zahl von Interviews bearbeiten lassen, auch dafür gibt es im Band «Vielstimmiges Gedächtnis» Beispiele,¹¹ die Gefahr von unzulässigen Verallgemeinerungen darf dabei aber nicht übersehen werden. Eher fragwürdig sind etwa generalisierende Aussagen über soziale Unterschiede in lebensgeschichtlichen Erzählungen auf der Basis von zwei Interviews¹² oder Thesen zur merkwürdigen Absenz der Frauen in männlichen Lebensgeschichten aufgrund von Interviews mit fünf älteren Männern.¹³

Als Faustregel könnte gelten: Bei weniger als zehn Interviews ist höchste Vorsicht geboten.¹⁴ Angesichts der grossen Bedeutung einer genügend breiten ■ 133

Datenbasis werden deshalb mit Vorteil in den meisten Fällen pragmatischere Transkriptionsverfahren zur Anwendung kommen. Was für die Transkription und die Anzahl der durchgeführten Interviews gilt – ein differenziertes, auf die Fragestellung abgestimmtes Vorgehen – trifft auch für andere Bereiche von Oral History (Form der Interviews, Interpretation usw.) zu. Damit wird der Weg frei für ein vertieftes Verständnis von Oral History und die Notwendigkeit von trivialisierenden Thesen («Wer für historische Forschung ein Tonband braucht, macht Oral History. Was das ist, weiss niemand so genau.»¹⁵) entfällt.

THESE 3: ORAL HISTORY IST EINE METHODE UND KEINE THEORIE. DISKUSSIONEN ÜBER ORAL HISTORY SOLLTEN DESHALB NICHT ABGELÖST VON IHREM JEWEILIGEN THEORETISCHEN HINTERGRUND GEFÜHRT WERDEN.

Explizit dürfte die These 3 kaum Widerspruch finden, dennoch stellt sich die Frage, inwieweit solchen Forderungen in der Forschungspraxis auch wirklich nachgelebt wird. Irene Vonarb beispielsweise leitet ihren ansonsten durchaus lesenswerten Beitrag zur *traverse -Debatte* mit der folgenden Bemerkung ein: «Es ist ein auffälliges Merkmal der Oral History, dass wichtige Fragen und Einsichten sich weniger in einem erkenntnistheoretischen Diskurs als im Vollzug der praktischen Durchführung, also in der Anwendung innerhalb von Projekten und in deren theoretischer Reflexion ergeben. [...] Ist demzufolge Oral History eher eine Sache der praktischen Erfahrung als der Theorie?»¹⁶

Meines Erachtens offenbart sich in dieser Aussage eine häufig beobachtbare implizite Verwechslung einer Methode mit einer Theorie. Oral History muss aber doch sicherlich als Methode und nicht als Theorie verstanden werden. Und theoretische Überlegungen zu Methoden machen vor allem dann Sinn, wenn sie im Zusammenhang stehen mit dem theoretischen Rahmen, in dem diese Methode (also beispielsweise die Oral History) zur Anwendung kommen soll. Oder anders gesagt: Die Qualität von Methoden wird vor allem gemessen an der Effizienz, mit der sie brauchbare Daten zur Bestätigung (oder zum Verwerfen) von theoretisch abgeleiteten Hypothesen liefert.¹⁷ Ganz in diesem Sinn fordert auch Spuhler in seinem *Debatte*-Beitrag, «dass die Forschungsinhalte der Methode übergeordnet sind, dass erst nach der Formulierung von Erkenntnisinteressen im Rahmen der Projektkonzeption entschieden werden kann, ob es sinnvoll ist, Interviews mit ZeitgenossInnen zu machen und wie diese allenfalls anzulegen wären.»¹⁸

Zudem sollte nach den bisherigen Ausführungen klar geworden sein, dass von einer pauschalisierenden und uferlosen Diskussion über Oral History Abstand

bezogen erfolgen, also etwa: Oral History im Rahmen eines spezifischen biographiegeschichtlichen Ansatzes, oder: Oral History im Rahmen technikgeschichtlicher Ansätze.

THESE 4: DIE VERWENDUNG VON INTERVIEWS IN HISTORISCHEN UNTERSUCHUNGEN ENTBINDET NICHT VON DER PFLICHT DER OFFENLEGUNG UND REFLEXION VON THEORETISCHEM HINTERGRUND UND ERKENNTNISLEITENDEN INTERESSEN.

Eine häufig beobachtbare Konsequenz aus der oben erwähnten Verwechslung von Theorie und Methode ist das Fehlen von klaren Aussagen zu theoretischem Hintergrund und erkenntnisleitenden Interessen einer Oral History-Studie. Offensichtlich herrscht dabei die Meinung vor, dass mit grundsätzlichen Gedanken zur Methodik der Interviewführung der Forderung nach einer Reflexion dieser Bereiche Genüge getan sei. Die grosse Sorgfalt, mit der methodische Aspekte in Oral History-Untersuchungen in der Regel ausgebreitet werden, hebt sich in der Tat durchaus positiv von den in vielen anderen Bereichen der Geschichtswissenschaft üblichen Standards ab. (Allerdings sollte dabei nicht der Eindruck entstehen, diese besondere Sorgfalt sei nötig, weil Interviews doch im Grunde minderwertiges Quellenmaterial darstellen.) Trotzdem erweist sich natürlich das Formulieren einer klaren Fragestellung auch in erfahrungsgeschichtlichen Studien keineswegs als unnötiger Luxus: Wo sie fehlt, bleiben oft auch die Resultate verschwommen, das Quellenmaterial wird in seiner Ergiebigkeit unterschätzt. Beispiele finden sich wiederum im Sammelband «Vielstimmiges Gedächtnis»: Zu wenig klar formuliert werden Fragestellung und Bezug auf theoretischen Hintergrund meines Erachtens insbesondere bei den Beiträgen von Ruedi Brassel/Martin Leuenberger und Gregor Spuhler.¹⁹ Dies ist zu bedauern, kommt doch in beiden Artikeln der Eindruck auf, es sei hervorragendes und sorgfältig reflektiertes Quellenmaterial zu wenig konsequent ausgeschöpft worden. So kann es denn geschehen – um angesichts des beschränkten Raumes nur ein Beispiel zu nennen – dass die spannende Ausgangsthese von Ruedi Brassel und Martin Leuenberger, wonach scheinbar isoliert dastehende Episoden in den Erinnerungen des Pfarrers Willi Kobe die Codes eines Lebensplanes bilden, welche entweder als Lebensbilanz oder Lebensentwurf gelesen werden können, im Laufe des Artikel mehr und mehr in den Hintergrund gerät und schliesslich unbeantwortet bleibt. In den Schlussbetrachtungen werden stattdessen andere, ebenfalls durchaus relevante Aspekte aufgegriffen. Zurück bleibt der Eindruck, dass versucht wurde, zuviele Fragen auf einmal zu beantworten.

Die Arbeiten von Oral Historians bieten so oft unnötig Angriffsflächen und machen es ihren KritikerInnen zu leicht, mit dem – allerdings auch bereits etwas altbackenen – Hinweis auf den «Neo-Historismus»²⁰ dieser Art Erfahrungsgeschichte einer Diskussion um den Stellenwert nicht-schriftlicher Quellen in der Geschichtswissenschaft weiterhin aus dem Weg zu gehen.

Anmerkungen

- 1 Gregor Spuhler, «Versuch eines Ketzers: Thesen zur Oral History», *traverse* 2 (1994), 127–134.
- 2 Vgl. Gregor Spuhler et al. (Hg.), *Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History*, Zürich 1994.
- 3 Vgl. zu diesen Begriffen: Karin Hartewig, ««Wer sich in Gefahr begibt, kommt [nicht] darin um» sondern macht eine Erfahrung. Erfahrungsgeschichte als Beitrag zu einer historischen Sozialwissenschaft der Interpretation», in Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, 110–124 und Wolfgang Hartwig, «Alltagsgeschichte heute. Eine kritische Bilanz», in Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie*, Göttingen 1994, 19–32.
- 4 Vgl. etwa die Beiträge in *Vielstimmiges Gedächtnis* und die Beiträge zu *traverse -Debatten*: May B. Broda, «Oral History – nichts als Fragen?», *traverse* 1 (1994), 131–135 und Irene Vonarb, «Dorfbewohnerinnen und -bewohner erinnern sich. Möglichkeiten der Oral History in der Lokalgeschichte», *traverse* 1 (1994), 136–144.
- 5 Vgl. dazu: Hans Medick, «Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikro-Historie im Blickfeld der Kulturanthropologie», in Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, 94–109.
- 6 Gregor Spuhler, «Oral History in der Schweiz», in *Vielstimmiges Gedächtnis*, 7–20, (Zitat Seite 9, Hervorhebung von Spuhler).
- 7 Barry A. Lanman, Donald A. Ritchie, «Trends der Oral History in den Vereinigten Staaten», in Herwart Vorländer (Hg.), *Oral History: mündlich erfragte Geschichte*, Göttingen 1990, 120–130.
- 8 Gregor Spuhler, «Oral History in der Schweiz», in *Vielstimmiges Gedächtnis*, 10f.
- 9 Roswitha Breckner, «Von den Zeitzeugen zu den Biographen. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews» in Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, 199–22, vor allem 210f. Dabei wird mit Hilfe eines aus der Linguistik und Kommunikationsforschung übernommenen Zeichensystems alles Hörbare, also auch Abbrüche, Intonation, parasprachliche Äusserungen (z.B. Räuspern) und hörbare Unterbrechungen (Telefon etc.) aufgezeichnet.
- 10 Die nicht von HistorikerInnen verfassten Beiträge in *Vielstimmiges Gedächtnis* werden hier ausgeklammert.
- 11 So etwa der Beitrag von Ruedi Brassel und Martin Leuenberger, «Geschichten die das Leben schrieben. Zur Autobiographie und zur Lebensgeschichte des Pfarrers Willi Kobe», 95–108.
- 12 Florian Blumer, ««Chapeau!» Soziale Unterschiede in lebensgeschichtlichem Erzählen», in *Vielstimmiges Gedächtnis*, 57–75.
- 13 Kuno Trüeb, «Von der merkwürdigen Absenz der Frauen in männlichen Lebensgeschich-

- ten», in *Vielstimmiges Gedächtnis*, 79–94.
- 14 Diese Ausführungen stützen sich nicht zuletzt auf die Erfahrungen aus meiner eigenen Forschungstätigkeit. Im Rahmen meiner Lizentiatsarbeit (Ueli Haefeli, *Traktoren statt Knechte? Landtechnik im luzernischen Einzelhofgebiet 1919–1939*, Historisches Institut der Universität Bern.) führte ich 13 narrative Interviews mit Schwerpunkt auf technik- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen. In meiner Dissertation (Ueli Haefeli, *Schnelle Wachstumsprozesse und ihre Folgen. Am Beispiel der bernischen Vorortsgemeinde Münchenbuchsee im 20. Jahrhundert*, erscheint 1995) arbeitete ich mit 50 narrativen Interviews zum Themenkreis «Gemeindeentwicklung im Suburbanisierungsprozess aus subjektiver Sicht».
 - 15 Gregor Spuhler, «Versuch eines Ketzers: Thesen zur Oral History», *traverse* 2 (1994), 128.
 - 16 Irene Vonarb, «Dorfbewohnerinnen und -bewohner erinnern sich. Möglichkeiten der Oral History in der Lokalgeschichte», *traverse* 1 (1994), 136.
 - 17 Vgl. dazu Günter Küppers, Wolfgang Krohn, «Erkenntnis als Konstruktion und Wirklichkeit», in Bernd Rebe (Hg.), *Nutzen und Wahrheit. Triebkräfte der Wissenschaftsentwicklung und Grundorientierungen einer verantwortbaren Wissenschaftspolitik*, Cloppenburg Wirtschaftsgespräche, Band 6, Hildesheim 1991, 53–67.
 - 18 Gregor Spuhler, «Versuch eines Ketzers: Thesen zur Oral History», *traverse* 2 (1994), 128.
 - 19 Ruedi Brassel, Martin Leuenberger, «Geschichten die das Leben schrieben. Zur Autobiographie und zur Lebensgeschichte des Pfarrers Willi Kobe», 95–108 und Gregor Spuhler, «Josef Jäger, Strassenbahner und «Geduldspatient». Bemerkungen zum Sinn einer Krankengeschichte», 109–124.
 - 20 Vgl. den berühmten Vorwurf von Jürgen Kocka (in Ders., *Sozialgeschichte*, Göttingen 1986, 170) an die Adresse der Alltagsgeschichte.